

BOTHO  
STRAUSS

HANSER

Paare Passanten

Er hockt mit an den Leib gezogenen Knien auf dem Boden, leicht auf dem Arschrund schaukelnd. Die Frau beugt sich zu ihm, aus der Fülle der Daseinsangebote eines herausdeutend mit ausgestrecktem Arm: »Und die Sonne?« Der Mann zuckt gleichgültig die Achseln und schaukelt ungerührt. Kein Verlangen.

»Die Welt steckt voller Geschehnis und ist vielleicht sogar im Umbruch. Und du tust nichts, als blöde hin- und herzuschaukeln.«

Der Mann und die Frau, beide Übersetzer aus dem Amerikanischen, leben in einer nahezu klösterlichen Abgeschiedenheit zwischen den allerdings hellhörigen Wänden ihrer kleinen Neubauwohnung, die vollgestopft ist mit Tausenden von Büchern, unzähligen Zeitschriften, vor allem Zeitschriften, denn Zeitschriftennarren sind sie beide und sitzen obendrein mehrmals am Tag vor dem Rundfunkgerät einander gegenüber, um Beiträge zu Politik und Geistesleben zu verfolgen, Nachrichten aus aller Welt, auch über Kurzwelle aus fernen Krisengebieten, und dies geschieht nach genauem Zeitplan und einer einmal wöchentlich aufgestellten Programmübersicht.

In dieser Höhle voller Zeitgeschehen, in der zwei so maßlos unterrichtete, zum Bersten überinformierte Köpfe sich kaum ausweichen können, entstehen nun nicht mehr jene Debatten und Streitgespräche, wie man sie sonst unter engagierten Menschen findet. Die beiden liefern sich vielmehr förmliche Weltbilder-Duelle, oder sagen wir besser: sie drehen sich geschwind im Tanz politischer Positionen, die sie wechselnd gegeneinander einnehmen. Hat *er* es sich einfallen lassen, die außenpolitischen Richtlinien der letzten Parteitagebeschlüsse der KPdSU einmal kurz zu vertreten, so wird *sie* ihm heftig aus der Charta der Blockfreien zitieren oder im Geiste der islamischen Befreiungsbewegungen widersprechen. Nimmt er hingegen in Fragen der westdeutschen Ausländerpolitik eine liberale, integrationsfreundliche Haltung ein, dann wird sie ihm ein paar scharfzüngige konservative Seitenhiebe versetzen: »Wes Geistes Kind ist unsere Nation? Was werden die Lehrer wohl unterrichten in einer Schulklasse mit zwanzigprozentigem Ausländeranteil?« Wagt er es bei anderer Gelegenheit, an die anarcho-syndikalischen Restelemente des

italienischen Faschismus zu erinnern, wird ihm eine erbitterte Lektion aus der Sicht des proletarischen Internationalismus erteilt. Malt sie sich in einer zerknirschten halben Stunde die Zukunft eines Atom-Sonnen-Staates aus, eines aus schweren Krisen und Prüfungen hervorgehenden Megaindustrialismus von nie gekannter Rücksichtslosigkeit, dann hält er vorsichtig dagegen die Entwürfe einer sanften Revolution, die Skizzen einer postindustriellen Dienstleistungsgesellschaft, in der die Mehrzahl der arbeitenden Bevölkerung in lebenshilfebietenden und freizeitgestaltenden Berufen tätig sein wird. Derart tauschen sie sich ab, tagaus tagein, wechseln zwischen links und rechts, einst und jetzt, zwischen Optimismus und Pessimismus ihre Positionen, und nicht selten kehrt das heutige Argument des einen morgen als Konter-Argument des anderen wieder. In ihren Zwiegesprächen löst sich aller politischer Grund auf in eine Fülle von Szenarien und Konflikt-Modellen, mit denen man unerschöplich spielen und sich gegenseitig reizen kann. Man könnte geradezu von einem l'art pour l'art des reinen Opponierens sprechen, wäre da im Kern des Ganzen nicht ein einziger Eifer, der beide antreibt — eine kluge, unerfüllte Liebe, stark wie am ersten Tag, die sich erhält und gedeiht bei zugezogenen Vorhängen, im erquickenden Strom der Informationen, im warmen Zuhause der Weltbilder.

Die beiden Alten Schwestern sitzen nebeneinander vor ihrem Telefon. Der Mann der einen Schwester wurde ein weiteres Mal ins Krankenhaus gebracht. Unüberwindliche, unausschlafbare Lebensmüdigkeit. Das harte, beherzte Läuten des Telefons und dahinter diese so leise, klägliche Stimme des Alten Mannes auf seinem Krankenbett. Noch ein letztes Fern-Gespräch. Körperlos, nurmehr an einem Sinn hängt die Verbindung, dem Gehör. Schon das nächste Gespräch wird die Erinnerung sein. So, nach und nach den äußeren Sinnen der Schwestern entzogen, kehrt er ein in ihren Sinn.

Die mitsingende Lippe einer tanzenden Frau, die sich in der stilvollen

Führung ihres Mannes zurückbeugt. Sie tanzen zu einem Schlager aus den Falschen Fünfzigern, diensttagabends im Resi, dem alten Berliner Vergnügungspalast, den unterdessen auch die Stahlbirne traf, nun dem Erdboden gleich. Der Mann erinnert sich kaum noch des Textes, brummelt hier und da mit im Refrain, während die Frau in seinen Armen beim Slowfox, tonlos und lippensynchron, das ganze Lied, wie ein Flüstern im Traum, wiederholt und jede Zeile noch auswendig weiß. Doch wem wendet sie sich zu bei dieser Erinnerungsmelodie? Sie wiegt eigenwillig den Kopf und blickt hinaus aus dem Paar, wiedersehensbleich, in die Ecken des kalten Saals, der sich um sie dreht. Es gibt kein gemeinsames Erinnern.

Dienstags im Resi. Wie traurig, ein so leeres und kühles Ballhaus, das doch allein den Massen gehört und nur vom Trubel der Massen geheizt werden kann. Nun kommen sie nicht mehr. Aus dem Rohrpostschacht am Tisch des einsamen Gastes aus dem Seniorenheim zog es, zog es wie Hechtsuppe, da dachte er schon einmal: es wird doch nicht das Dunkle von unten sein, das dich hier absaugen will, klammheimlich. Dann schoß aber eine Schatulle hervor aus dem Rohr, und er öffnete sie mit wackligen Fingern, und ein Briefchen war darin. Stand aber etwas auf norwegisch oder schwedisch darauf, Tisch 261, dort hätte er sich vorstellen sollen oder per Anruf durchs Tischtelefon sich dort melden. Aber skandinavisch? Versteht er doch gar nicht. Eine Touristengruppe mit Damen und Herren aus Skandinavien, die sich noch einmal das alte Resi, unseren schönen Vergnügungspalast, zu Gemüte führen wollen. Und schicken ihm ein Briefchen, aber er versteht's nicht und rührt sich nicht. Aber gefreut hat es ihn.

Ein anderer Herr aus dem ›Ruhesitz am Zoo‹ hat sich mit solcher Post einen Platz am Tisch zweier älterer Damen erobert, zwei Freundinnen aus Brix, ein bißchen schniek, ein bißchen gernejung herausgeputzt, mit ihren weichen, hochhackigen Stulpenstiefeln, die sie an den mageren Beinen tragen. Sie sehen schon, wen sie sich da geangelt haben: Wieder mal ein Witzbold! Aber besser immerhin als der stumme Stehkragen neulich im Kempinski oder der ewige Nörgler aus Potsdam.

Dieser hier ist ein Muntermacher, ist einer von jenem deutschwohlgelaunten Schlag, wie er in jedem Kreis, gleich ob alt, ob jung, in

fast jedem Büro, in der weiteren Familie, auf jeder Gruppenreise, ja bereits in jeder Schulklasse anzutreffen ist. Ein solcher Charakter ist bis jetzt noch ausschließlich unter Männern weit verbreitet, ja gäbe es dereinst nur noch ein letztes, schon ganz verkommenes Reservat der Männlichkeit und der männlichen Eroberungsgebärde, dann wär's vielleicht dies traurige Geschick, ein Witzbold aus Manie zu sein. Obgleich ihn selten jemand wirklich anziehend findet als Person, geht doch von ihm stets eine ernsthaftere Wirkung aus, als sein platter Ulk und das Gelächter in der Runde vermuten lassen. Wir sind uns weder seines Antriebs noch seiner Stellung in einem kleinen Kreis je ganz sicher. Zunächst scheint er gleichsam den banalsten Typ des Außenseiters vorzustellen: einen, mit dem jeder einverstanden ist. Ein Getriebener zur Mitte hin, der aus besonders schwerer Isolation heraus sich in den Mittelpunkt setzen muß, der seinen abartigen Mangel an geselliger Beziehung ausgleichen muß durch einen wilden Überschuss an dummem Zeug, das verbindlich reizt und prompt gefällt. Solange er die Runde unentwegt erheitert, wird sich keiner fragen, woran's dem Spaßvogel fehlen, woran er krank sein sollte. Und doch ist sein unablässiges Witzereißer keine geringere Raserei, als schrie jemand oder stammelte verrückt. Nur: da sie auf dem Gemeinplatz tobt, kann sie sich in jeder ordnungsliebenden Gesellschaft halten, denn Lachen ist immer gesund. Für jemanden aber, der etwas von außerhalb und unbeteiligt den Mann beobachtet, treten die Züge einer gescheiterten, einer zutiefst gegenstandslos gewordenen Besessenheit hervor. Dem erscheint er auf einmal als ein vollkommen ins Durchschnittliche verunglückter Künstler. In seiner gefallsüchtigen Art parodiert der Alleinunterhalter unsere Einsamkeit auf das gröblichste. Zugleich erkennen wir seinen ausweglosen Zwang zum Witz und spüren, manchmal fast beängstigt, wie besinnungslos allein der ist. Die Rolle, in der er sich aufdrängt, hat im übrigen für seine Zuhörer nichts Begehrenswertes und auch nichts Verpöntes. Sie möchten weder in seiner Haut stecken noch diese ihm über die Ohren ziehen. Keiner, der ihn nicht heimlich als den armen Wicht durchschaute, der er ist, und doch übernimmt er für die anderen mitunter eine ganz bedeutungsvolle Aufgabe. Er ist zum Beispiel in einer Gruppe, die sich grad erst bildet, meist die Type, die als erste deutlich wird; er kann nicht anders: er muß sich hervortun. Doch ist er selten dann auch der, dem man

Gefolgschaft leistet. Durch seine Witze formt er lediglich bei den Versammelten die Bereitschaft aus, daß alle auf den einen hören. So geht hier gewissermaßen der Narr voran und ruft den König erst auf den Plan. Der seriöse Anführer stellt sich gegen den heraus, der bloß die Sprüche klopft, die Stimmung hebt und der im Ernstfall ganz gewiß nichts weisen kann.

Der bejahrte Witzbold nun im Resi ist eher der Typ, der sich gern reden hört, ein Humorist und Aufschneider dazu, der nicht zuletzt auch für sich wirbt: daß man sich auf seine alten Tage mit ihm gewiß nicht langweilen würde. Wie von einer Kleinkunsthöhle herab unterhält er seine beiden Damen, erzählt ihnen, daß er trotz seines Ruhesitzes hin und wieder als Kaufmann nach Westdeutschland reise und was ihm dabei nicht alles zustieße. Erst kürzlich sei er in Frankfurt — »im Bankenviertel« — zusammengeschlagen worden, er mit seinen nunmehr 68 Jahren! Aber da er *einmal* Judo erlernt hatte, wußte er sich *immer* zu verteidigen. Auch dieses Mal, als er schon zu Boden lag und die Kerle auf seine Oberschenkel trampelten: »Das macht ja Spaß, wissen Sie, so auf den Schenkeln herumzuspringen.« Da teilte er einen Handkantenschlag aus und einer der Kerle fiel der Länge nach von ihm ab. »Dann bekam ich es auf die Nase. Ich will damit keineswegs das Aussehen meiner Nase entschuldigen, und auch diese Tränensäcke hatte ich schon, bevor ich verprügelt wurde.« Es gehört zu den Unarten des miesen, abgetakelten Conférenciers, daß er sich allzu ausgiebig mit der eigenen Person beschäftigt und seine Sprüche stets mit Ich beginnt. An einen solchen erinnerte der Kaufmann jetzt, und die beiden Damen zögerten, ehe sie ein wenig betreten, gnädig kicherten. Und als er unverdrossen weiterspaßte, da zeigte sich immer deutlicher: es war überhaupt nicht sein eigenes Programm, das da ablief, nicht einmal das Ich war er selbst, sondern vielmehr gehörte es irgendeinem Entertainer, den er nachzuahmen gezwungen war, nicht einen, den man aus dem Fernsehen kannte, nein von viel früher klang das herüber; von einem Komiker vielleicht auf dem Fronttheater, den er in einer Gefahrenstunde ein für allemal erlebt hatte, den er *einmal* gehört und seither *immer* auf der Rille hatte. Da er sich des Komikers *Art* zu eigen gemacht hatte, war es nicht mehr schwierig, selbständig die ähnlichen Witze zu erzeugen. So gab es in seinem Leben kaum jemals Schläge, die er nicht mit dessen Schlagfertigkeit hätte abfangen